

Napola Plön

Kurz vor Schluss des vierten Schuljahres in Perleberg war noch mal die Politik an der Reihe.

Auf die Frage, was denn »HJ« bedeutet, wusste ich natürlich, dass es die Abkürzung für »Hitler Jugend« war.
Aber ein anderer Schüler kam mir mit der Antwort zuvor.

Dann die Frage, wofür denn »BDM« stünde.
Diesmal war ich schneller:
»BALD DEUTSCHE MUTTER« schoss ich heraus, stolz, mit meiner Antwort der Schnellste gewesen zu sein.

Eiskalter und drohender Blick des Lehrers.
»Schlüter, komm mal mit vor die Tür!«
Draußen dann peinliches Verhör:
Wo hast du diese Antwort her? Weißt du überhaupt was du da beleidigendes gesagt hast? Reden deine Eltern etwa so? Worüber unterhalten die sich denn sonst so? Mit wem sprichst du über so was?

Ich war total überrascht und wegen der plötzlichen Aufregung völlig durcheinander.
Die richtige Antwort wäre natürlich »Bund Deutscher Mädchen« gewesen.
Aber ich wusste gar nicht mehr was ich eigentlich genau geantwortet hatte, geschweige denn, wo ich meine Antwort überhaupt her hatte.
Es war mir einfach so raus gerutscht.

Jedenfalls löste das eine für meine Eltern offenbar sehr peinliche und höchst unangenehme Befragung der Nachbarschaft aus.

Irgend etwas hatte sich danach verändert, bei meinen Eltern und auch im Bekanntenkreis. Wenn ich auftauchte hatte ich immer häufiger das Gefühl, dass ein gerade geführtes Gespräch abgebrochen oder das Thema gewechselt wurde.

Erst später, sehr viel später, habe ich dann erfahren, dass es eine Einrichtung gab, die sich »Lebensborn« nannte, in der arisch qualifizierter Nachwuchs gezeugt und geboren wurde und man hinter vorgehaltener Hand darüber witzelte, dass so manches stramme BDM-Mädel da sicher auch mal landen würde. Aber davon hatte ich seinerzeit natürlich keine Ahnung.

Kurz nach diesem Vorfall eröffneten mir meine Eltern, es sei wohl besser, wenn ich in eine andere Umgebung und weg von zuhause in ein Internat käme und überhaupt, die Zeiten seien schwierig und in so einem Internat wäre ich unter Freunden und Gleichgesinnten und gut behütet und eine solide und standesgemäße Erziehung sei dort auch gewährleistet. Außerdem käme ich ja jetzt in die erste Klasse der Oberschule und da passe das ja ganz gut und mein Vater habe schon geklärt, dass da Platz für mich wäre.

Und so kam ich Ostern 1941 mit 10 Jahren in die NAPOLA nach Plön in Schleswig-Holstein.

NAPOLA war übrigens nur die volkstümliche Bezeichnung.

Richtig hieß das N.P.E.A.

Diese vier Buchstaben hatten wir auf den Schulterklappen unserer Anstaltsuniform.

Sie standen für: »National-Politische-Erziehungs-Anstalt«.

Der Name sagt eigentlich alles, man muss ihn nur langsam und sorgfältig lesen.

Damals war die NAPOLA der Inbegriff einer hervorragenden Ausbildung, gleich hinter der »Adolf-Hitler-Schule«, die war natürlich noch was Besseres.

Aber in die NAPOLA kam auch nicht jeder, da musste man schon von ganz besonderem Holz und natürlich von arischem Blut sein.

Offenbar war ich das.

Arisch astrein, sportlich, mit halbwegs brauchbaren Schulzeugnissen und die dreitägige Aufnahmeprüfung bestand ich auch ganz passabel.

Gutes Material für »Zäh wie Leder, flink wie ein Windhund, hart wie Kruppstahl!«

Anfangs kam ich ganz gut klar.

Ich hatte zwar Heimweh, der laute Befehlston und der stramme Tagesablauf, das ständige Tempo bei allen Tätigkeiten und das dauernde Zusammensein mit anderen Kindern – nein, Kameraden – das war höchst ungewohnt. Aber ich arrangierte mich, hatte nach kurzer Zeit sogar einen richtigen Freund, Gisbert, und war ansonsten in der Gruppe akzeptiert.

Wir waren ständig als Gemeinschaft gefordert, wurden immer gemeinsam angesprochen und wenn bei dem Einen oder Anderen mal was nicht so klappte wie das unsere Erzieher erwarteten, dann hieß das, »Ihr« habt den und den Mist gebaut, »Ihr« bekommt dafür diese oder jene Bestrafung, macht das unter »Euch« aus, dass das nicht mehr vorkommt.

Und wenn einer mal öfter auffiel und »uns« blamierte oder eine Bestrafung einbrockte und so gar nicht »funktionieren« wollte, dann sollten »wir« den mal auf Vordermann bringen, dann könnten »wir« durchaus auch mal den »Heiligen Geist« kommen lassen.

Der »Heilige Geist« war absolut nicht heilig.

Im Gegenteil, er war gemein, hinterhältig, anonym und höchst schmerzhaft:

Alle Mann ran und die Bettdecke weg, den Delinquenten auf den Bauch drehen, vier Mann festhalten, Gesicht in die Matratze

drücken, alle Anderen mit einem Handtuch, in dem ein Stück Kernseife eingewickelt war, mit Schwung den Hintern versohlen.

Das nannte sich »Selbsterziehung« und damit musste jeder mal rechnen.

Es dauerte nicht lange und ich durfte diese »Erziehung« am eigenen Leibe spüren. Das hat nicht nur höllisch weh getan sondern die ganze Geschichte drum herum hat auch mein späteres Verhalten nachhaltig beeinflusst.

Es fing mit einem harmlosen Nachmittag in der Schwimmhalle an.

Unsere Klasse war das erste mal da, unser neuer und zackiger Sportlehrer auch.

»Na, ihr Kerlchen, nun zeigt mal was ihr drauf habt, wie ist das denn mit etwas Mut, wer von Euch springt als erstes vom Dreimeterbrett?«

Und was mache ich, ich Blödmann, genau so vorlaut wie bei meiner unüberlegten schnellen BDM-Erklärung (die mich vermutlich hier her gebracht hat)?

Ich sage: »ICH« – laut und deutlich, als Nichtschwimmer.

»Sieh mal an, der Schlüter, das nenne ich Mut, alle Achtung, na dann mal los«

»Aber ich kann nicht schwimmen«

»Das hättest du dir etwas früher überlegen müssen, gesagt ist gesagt, ein Mann ein Wort, oder willst du etwa feige kneifen? Feiglinge können wir nicht gebrauchen ...«

»Aber ich kann wirklich nicht schwimmen, ehrlich«

»Nun mach dir mal nicht ins Hemd, ich hab noch niemanden absaufen lassen«

Was wollte ich machen, vor den grinsenden Kameraden kapitulieren und ein Feigling sein, das war absolut nicht vorstellbar.

Also rauf auf die drei Meter, Mensch wie ist das hoch, wie klatscht

man da runter, wie tief taucht man da ein, wie lange kann man Luft anhalten, wie kommt man denn da wieder hoch und wie an die rettende Leiter????

»Was ist denn nun, Schlüter, spring, du wirst schon nicht ab-saufen, jeder Hund kann schwimmen und sonst bin ich ja auch noch da.«

Also ab in die Tiefe, Beine voran, klatsch ins Wasser, der Druck schießt mir in die Nase, in den Kopf, ins Gehirn, es tut scheußlich weh, niemand hatte mich gewarnt, dass man da besser die Nase zu hält.

Mich packt die blanke Panik:

Ich strampele, ich saufe ab, ich habe keine Luft mehr, ich bin tief unten, ich schlucke Wasser.

Hilfe ich ertrinke!

Diese Sekunden, waren es fünf, zehn, zwanzig, dreißig oder mehr, habe ich heute noch in Erinnerung, dieses Gefühl von absoluter Panik, von der Hilflosigkeit und der Enttäuschung, dass mich keiner rettet.

Und dann weiß ich nichts mehr.

Irgendwer hat mich natürlich raus geholt und ich bin logischerweise nicht ertrunken.

Aber dann passiert das unverzeihliche:

Wie ich aus »meinem Ertrinken« zu mir komme, fange ich – vor allen Kameraden – an zu weinen, hemmungslos, es bricht einfach so aus mir heraus.

Und da höre ich laut und deutlich: «Sieh mal einer an, der mutige Schlüter, ist wohl doch eher ein Feigling, erst die große Schnauze und jetzt flennt der Waschlappen wie ein Mädchen«. Und um mich herum grinsende »Kameraden« und dann fangen sie im Chor an zu singen: »Mädchen, Mädchen, Mädchen, Mädchen ...«

Damit war ich abgestempelt.

Kein Erzieher griff da ein.

Keiner bremste den Spott.

Im Gegenteil, sie förderten diese Art von Gemeinschaftsjustiz. Nicht nur, dass in der kommenden Nacht nun auch der »Heilige Geist« zu mir kam und ich am eigenen Leibe spürte, wie hilflos man war und wie höllisch das an Leib und Seele weh tut sondern es kam auch die Erkenntnis, wie erbarmungslos eine angebliche Gemeinschaft von Kameraden sein kann. Alle haben sie zugeschlagen, heftig und ohne Erbarmen. Auch mein Freund Gisbert.

Und von da an hatte ich Angst vor dem Wasser. Nicht so sehr vor dem Wasser an sich sondern vor der Gemeinschaft mit anderen Menschen im Wasser. Meine »Kameraden« ließen keine Gelegenheit aus, mich zu tunken und zu tauchen, von vorne, von hinten, mal allein, mal zu mehreren, jedes Mal schluckte ich Wasser, kam meine Panik wieder, war ich hilflos. Richtiges Schwimmen habe ich erst Jahre später gelernt.

Aber auch als ich später gut schwimmen konnte, konnte ich weder mit Fremden noch mit Freunden gemeinsam schwimmen ohne nicht wieder dieses Angstgefühl von damals zu spüren. Wenn man das weiß richtet man sich entsprechend ein und kann damit auch leben, aber es sitzt doch tief in einem drin.

Und noch etwas ist von damals in der NAPOLA hängen geblieben:

Ein Misstrauen und eine gewisse Zurückhaltung gegenüber anderen Menschen und sogar gegenüber guten Freunden. Stehen sie wirklich, wenn es darauf an kommt, auf deiner Seite, helfen sie dir wirklich wenn es brennt, richten sie nicht doch ihr Fähnchen nach dem Wind wenn es für sie vorteilhafter ist. Folgen sie nicht doch kritiklos und gehorsam einem »von oben« kommenden Befehl, auch wenn sie genau wissen, dass es unrecht und falsch und brutal ist?

Trau lieber keinem bedingungslos und verlass dich auf dich selbst.

Jedenfalls bin ich mit dieser Erkenntnis und dieser Devise in meinem Leben nicht schlecht gefahren wenngleich das sicher auch gelegentlich ein Hemmnis war, eine echte und tiefgreifende Freundschaft aufzubauen und sicher hat auch mal der Eine oder Andere meine gelegentliche Zurückhaltung bemerkt. Sie war sicherlich nie, oder fast nie, persönlich gemeint sondern ein Erfahrungsüberrest meiner NAPOLA-Zeit.

In der NAPOLA bin ich übrigens nur ein knappes halbes Jahr geblieben.

Das Schwimmdebakel hatte seine Nachwirkungen, Schüler, die nicht so richtig in die Gemeinschaft passten, wollte man sowieso nicht, die BDM-Geschichte war bekannt geworden und ließ gewisse Zweifel an meiner politischen Kinderstube aufkommen und ich weigerte mich außerdem vehement, weiter nach Plön zu gehen.